

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

Scharnweber, O. Monke, E. Friedel, Karl Wilke: Kleine Mitteilungen.

lung Sexualität besitzt. Daß wir leblosen Dingen ein Geschlecht beilegen — der Tisch, die Flasche, das Glas, — ist ein Zeichen der Phantasie. Wenn kulturell so hochstehende Völker, wie die Chinesen etc., in ihrer Sprache keine derartige Unterschiede machen, so weist dies auf einen hochgradigen Phantasiemangel hin. Für letzteres spricht auch der Mangel jeglicher Mythologie bei diesen Völkern.

Endlich will ich noch kurz auf eine einleitende Bemerkung des Herrn Vortragenden eingehen. Er sprach vom Urmenschen als einem Produkte der Tropen. Demgegenüber will ich darauf hinweisen, daß nach Moriz Wagner nur die Palaearktik die Heimat des Urmenschen gewesen sein kann, und daß der Ausspruch dieses Forschers: ohne Eiszeit kein Mensch, immer mehr Anhänger gewinnt.

*Historischer Gymnast*

## Kleine Mitteilungen.

Der Bericht über die Quempas-Feier in Luckau (Brdbg. XIII. S. 28.) veranlaßt mich jenem Aufsatz einige ergänzende Bemerkungen hinzuzufügen.

Als Vorbereitung für die Feier in der Kirche erschallen vom Hausmannsturm (in der Mitte der Stadt auf dem Markt gelegen) von früh 4—5 Uhr die verschiedensten Weihnachtsweisen von der Stadtkapelle geblasen. Während dieser Zeit werden alle Laternen auf den Strassen angezündet (aus Sparsamkeit löscht man sie allnächtlich bis auf die sog. Nachtlaternen aus), und bald eilen aus den Häusern der Stadt und von den Dörfern der Umgebung Männer, Frauen und Kinder, Jung u. Alt, Vornehm u. Gering dem im hellsten Kerzenglanz erstrahlenden Gotteshause zu, dessen Geläut seit 4 Uhr, nur durch kurze Pausen unterbrochen, die Gläubigen zu sich ruft.

Die Feier in der Kirche hat drei Teile: Die Meßmusik, die Predigt und den Gesang des Quempastores. Über die erstere hat mir Herr Lehrer und Organist W. Krüger-Luckau, ein genauer Kenner niederlausitzer Kirchengebräuche und eifriger Forscher über die Quempasfeier, liebenswürdigst folgende Mitteilung gemacht:

Die handschriftliche Partitur zur Christmettenmusik oder zur Meßmusik trägt den Titel:

In Festo Nat. Christi  
 Das Wort ward Fleisch u. s. w.  
 a  
 Due Soprani, Alto, Tenore e Basso  
 con  
 Due Clarini e Timpani  
 Due Violini e Fondamento.

Der Name des Komponisten fehlt. Die Komposition wird einem Luckauer Kantor, namens Krieg, zugeschrieben, ob mit Recht oder Unrecht, läßt sich leider nicht feststellen. Die vorliegende Handschrift, so ehrwürdig sie aussieht, und so vergilbt das Papier bereits ist, läßt sich mit Sicherheit nicht als Original-Manuskript bezeichnen. Der ganzen Anlage nach fällt die Komposition in den Anfang des 18. Jahrhunderts.

Sie wird eingeleitet durch eine „Sinfonia“, ein Vorspiel, wie wir es in Vokalwerken jener Zeit (Oratorien, Kantaten) häufiger finden. Eine große Rolle spielen dabei die oben angegebenen 2 Klarini (2 hohe Trompeten), wie sie auch Bach wiederholt in seinen Kantaten verwendet.

Nach der Instrumental-Einleitung folgt ein Terzetto für Alto, Tenor und Baß, über Joh. 1,14:, auf die Mitwirkung des Organisten oder Klaviereembalisten berechnet, während die Klarini und die Violini schweigen. Bei der Stelle: „Und wohnete unter uns“, wird die Figuration der Stimme eine sehr reiche und lebhaft.

Eine fanfarenartige musikalische Phrase, von 2 Trompeten unter kräftiger Mitwirkung der 2 Pauken vorgetragen, leitet den 2. Teil mit der Überschrift „Coro“ ein. Zwei Soprane treten hinzu, und nun entwickelt sich ein Wechselgesang zwischen Engeln (Soprane) und Menschen (die übrigen Stimmen). Erstere singen jubelnd: „Gott wird Mensch!“, letztere: „Redet, ihr Engel! wir Menschen verstummen“, und daran anschließend: „Das hohe Geheimnis spricht keiner nicht aus“. Nachdem dieser Satz durch die Wiederholung der oben erwähnten Fanfare geschlossen ist, intoniert der Tenor einen rezitativartigen Gesang in A-moll, nur begleitet vom Instrumental-Baß (diesem müßte sich zur Füllung der Harmonie die Orgel zugesellen, was wahrscheinlich auch den Intentionen des Komponisten entsprechen würde, in der Praxis aber leider nicht ausgeführt wird.) Der Text lautet:

»Gott, das allerhöchste Gut,  
Liebt das arme Fleisch und Blut,  
Liebt doch Gott, wer lieben kann,  
Gott der wahre Gott ist kommen,  
Was wir haben, nimmt er an,  
Nur die Sünde ausgenommen,  
Reißt uns aus der Sünde Bann.«

Der Chor wiederholt und schließt mit der vorher erwähnten Fanfare. Der dritte Teil, wiederum ein Terzett über die Worte: „Und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes, vom Vater voller Gnade und Wahrheit“, sowie die Aria für Tenor mit Begleitung der 2 Violini und des Fondamento werden gegenwärtig nicht mehr aufgeführt. Der Schlußsatz der Komposition mit der Überschrift „Choräle“ für vierstimmigen Chor mit oben angegebener Instrumental-Begleitung wird jedoch stets gesungen. Es ist die Chormelodie: „Vom Himmel hoch“, in rhythmischer Bearbeitung. Nach jeder Choralzeile führen die Instrumente Zwischenspiele in Achtelbewegung aus. Der Text lautet:

»So sei willkommen, edler Gast!  
Den Sünder nicht verschmähet hast.  
Du kommst ins Elend her zu mir,  
Wie soll ich immer danken Dir.«

Es ist dies der in XIII 28 erwähnte gemeinsame Gesang.

Nach der Predigt stellen sich die Knaben in vier Chören auf zum Gesang des Quempastores. Die Ausführung des Gesanges geschieht in der Weise, daß jeder Chor eine Zeile singt, den Schlußvers Chöre und Gemeinde zusammen z. B. 1. Chor: Den die Hirten lobten sehre, 2. Chor: und die Engel noch viel mehre; 3. Chor: fürcht euch fürbaß nimmermehre; 4. Chor: euch ist geboren ein König der Ehre. Chöre und Gemeinde: Gottes Sohn ist Mensch geboren etc.

Die Melodie und die Strophen werden schon Wochen lang vorher in der Schule geübt. In neuerer Zeit kauft man Text und Melodie gedruckt in den Buchhandlungen, die meisten Familien sind aber im Besitz seit vielen Jahrzehnten vererbter Bücher, in welche mit allerlei Verzierungen und Bilderwerk geschmückt die Texte eingeschrieben worden sind und welche auffällige Ähnlichkeit mit den Handschriften der Mönchbücher haben. Viele der Knaben haben aus Holz gefertigte Scheren, (Schlangen genannt) mit Wachlichtern besetzt, welche während des Chorgesanges angezündet und auf- und zugeklappt werden, dem Rhythmus der Musik folgend. Die an der Orgel angebrachten Spielwerke: Sonne, Mond und Sterne waren ebenso wie die am Chor befindlichen hölzernen Figuren des David, Assoph und Salomo bis vor etwa 25 Jahren beweglich und wurden mittelst eines Hebelwerks neben der Klaviatur durch den Organisten in Bewegung gesetzt.

Während heute wenigstens während der Predigt jeder auf seinem Platze bleibt, und auch vor und nach derselben eine leidliche Ordnung herrscht, ging es noch vor 20 Jahren in dem Gotteshause wie auf einem Jahrmarkt zu, und dem Besucher, der unbekannt mit dem Gebrauch zum erstenmal diese Christnachtfeier in Luckau miterlebte, kam die ganze Handlung zunächst etwas unverständlich vor. Wer sich jedoch dieser Feier sinnend hingibt und wiederholt derselben beiwohnt, dem wird sie schließlich unentbehrlich für das Christfest. Für den echten Luckauer gibt es kein Weihnachtsfest ohne Christnachtfeier.

Scharnweber.

**Zwei Teufelssagen aus der Priegnitz.** A. Der Teufelsberg bei Wolfshagen. In Wolfshagen in der Westpriegnitz lebte vor Jahren ein Bauer Namens Schwarz, ein freundlicher, gefälliger Mann. Als er eines Abends mit seiner Frau in der Stube saß, hörte er, wie jemand ans Fenster klopfte. Schwarz rief: „Wer ist da?“ erhielt aber keine Antwort; er ging hinaus und sah einen Fremden vor sich stehen, der ihn alsbald bat, ihn doch bis zum nächsten Dorf zu fahren, da er sehr müde sei. Schwarz war sofort bereit und spannte sogleich an. Die Fahrt ging dem Fremden jedoch zu langsam; auf seinen Wunsch war Schwarz jedoch erbötig, schneller zu fahren und griff zur Peitsche, um die Pferde anzutreiben. Der fremde Herr meinte indessen, das sei nicht nötig, sie würden schon von selbst schneller laufen. Als der Bauer nun trotzdem mit der Peitsche ausholte, schlang sich die Schnur um den Zweig eines am Wege stehenden Baumes und blieb hängen.

Beim nächsten Dorf angekommen, verabschiedete sich der fremde Herr dankend von seinem Fuhrmann und überreichte ihm zur Belohnung eine Tabel, sagte aber dabei, er solle den Deckel erst öffnen, wenn er daheim sei.

Auf der Rückfahrt sah sich nun der Bauer nach seiner Peitsche um. Wie erstaunte er aber, als er sie im höchsten Gipfel einer mächtigen Eiche erblickte, die kaum jemand ersteigen konnte. Da konnte sie nach seiner Meinung nicht mit rechten Dingen hinaufgekommen sein. Ein Argwohn gegen seinen Fahrgast stieg in ihm auf und voller Neugier öffnete er nun die Tabel. Zu seinem nicht geringen Erstaunen enthielt sie — Pferdedung. Ärgerlich schüttete Schwarz den unsauberen Inhalt auf die Erde und fuhr dann heim. Als er aber jetzt seinen Kober reinigen wollte, rollten mehrere Goldstücke heraus. Schnell kehrte der Bauer nun zu der Stelle zurück, wo er den Dung ausgeschüttet hatte; doch fand er weder Dung noch Gold. Aber er wußte nun, wen er gefahren hatte: es war der Teufel gewesen. Mit ihm war er, ohne es zu merken, durch die Luft gefahren; daher war auch die Peitsche oben im höchsten Gipfel der Eiche hängen geblieben. Noch heute nennt man deswegen den Berg, auf welchem die Eiche am Wolfshagener Wege steht, den „Teufelsberg“.

B. Der Teufelsberg bei Helle. Der Weg von Lockstedt nach Helle bei Gr. Pankow in der Ostpriegnitz führt an einer kleinen Anhöhe vorüber, in deren Nähe es zu Zeiten nicht recht geheuer ist. Oft haben dort Leute, welche in später Nachtstunde die Stelle passieren wollten, den Weg verfehlt und sind dann die halbe Nacht kreuz und quer gegangen; immer sahen sie die Spitze des Hügels vor sich, und doch kamen sie nie hinauf; denn der Teufel führte sie irre. Aber er konnte ihnen nicht ans Leben kommen; soweit reichte seine Macht nicht. Stößt man nach langen Irrfahrten endlich einen kräftigen Fluch aus, so löste sich der Zauberbann, und man erkannte, wo man sich befand: man stand dann gewöhnlich auf einer Wiese an einer gefährlichen Stelle hart am abschüssigen Ufer der Stepenitz. Doch in demselben Augenblick erscholl der warnende Ruf: „Hierher, hierher!“ der dem Verirrten den rechten Weg wies. Sah der Wanderer zur Seite, so bemerkte er, daß eine Gestalt neben ihm einherging, ein Mann in Kniehosen, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen. Er hielt Schritt, antwortete aber auf keine Frage und verschwand ebenso plötzlich, wie er gekommen war. Zuletzt wurde er um Weihnachten 1870 gesehen.

Selbst die Pferde, welche bei Lockstedt weideten, wurden zuweilen ohne erkennbare Ursache auffallend unruhig; sie liefen davon und konnten erst nach 3 Tagen wieder eingefangen werden. Den Knechten, welche sie heimführten, erschien dann ebenfalls der seltsame Mann; er begleitete sie eine Strecke und verschwand darauf plötzlich. Zuerst soll sich der Mann um das Jahr 1800 gezeigt haben. Man meint, es sei der Teufel gewesen.

(Nach Aufzeichnungen der Schülerin der 70. Gemeindeschule Hedwig Schulz.)

O. Monke.

**Nachtrag zur Kirche von Riedebeck, Kreis Luckau.** In meinem ersten Bericht findet sich die Bemerkung: Daß die große Glocke (Schweinglocke) am Burgwall gefunden worden sei. Vom Burgwall geht folgende Sage:

Als die Riedebecker Kirche vollendet, stand der Teufel auf dem sog. grünen Berg (hinter Gehren) und wollte den Bau vernichten. In einer Schürze hatte er große Klumpen Erde und große Steine. Die Schürze hatte aber ein Loch und ein Stein fiel heraus und dem Teufel auf den Fuß. Er liegt noch heute an der Stelle und heißt in der ganzen Umgegend der Teufelsstein. Der Teufel schrie laut auf und der in der Kirche befindliche Geistliche lief auf den Turm der Kirche in Riedebeck (er muß also das Geschrei gehört haben), um zu sehen, was denn los sei. In dem Augenblick, als er oben heraus sah, warf der Teufel den ganzen Inhalt der Schürze nach dem Turm. Rasch streckte der Priester ein Kreuz den heransausenden Steinen und Erdmassen entgegen und diese fielen nun machtlos in den Sumpf, wo sie heute noch liegen (der sog. Borchelt).

---

**Thusnelda und Thumelikus.** Von Professor Dr. Jos. Wormstall. Münster i W. Druck und Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung. 1902. (16 S.). E. Mangold-Münden schreibt darüber in der illustrierten Halbmonatsschrift „Niedersachsen“ vom 15. April 1903 S. 226 das Nachfolgende, welches bei dem großen Interesse jedes Deutschen an der Familie des Arminius oder Armenius\*) erlaubt sein möge, unserem Leserkreise ebenfalls mitzuteilen.

Seinen von mir vor einiger Zeit angezeigten „Ethnographischen Forschungen“ hat der münsterische Gelehrte nun diese kleine Broschüre, eine Untersuchung über die Namen des Sohnes und der Gattin des Helden der Varusschlacht folgen lassen. — In Thusnelda bereitet die Silbe Thusn große Schwierigkeit, zu deren Klärung man gewöhnlich den Ausfall eines r vor dem s annimmt und für Thusnelda Thursinhelda (Thurs = Riese) liest. Thumelikus erklärt man meistens als eine Latinisierung des altnordischen Wortes Thumlungr = Däumling. Eine andere Deutung hat jedoch Götting gegeben, der Thumelikus mit dem griechischen *θυμελικός* in Verbindung brachte, einem Worte, mit dem nach ihm die Römer auch die leibeigenen Gladiatoren zu belegen pflegten. In dieser Erklärung findet jedoch Wormstall eine zeitliche Unwahrscheinlichkeit, die er eingehend zu begründen sucht; auch mit den anderen beiden ist er nicht einverstanden. Vielmehr gibt er eine Deutung, die auf der Annahme fußt, „daß ein späterer Abschreiber statt des in der Urschrift bzw. einer älteren Abschrift gestandener *Θουμελδα* oder *ΘΟΥΜΕΛΔΑ*, wo der erste Aufstrich zu dem m bzw. μ

---

\*) Brandenburgia VII. 229 u. XI. 158.

etwas bogig gekrümmt erschien“ Θσσιλλδσ, d. h., statt des  $\mu$  bzw. „ ein Sigma mit folgendem  $\nu$  gelesen hat. Indem der Verfasser also statt Thusnelda Thumelda (Domhild) annimmt und Thumelikus mit Thumelidikus, der Latinisierung von Thumeling (Domhilds Sohn) gleichsetzt, stellt er eine enge lautliche und sachliche Beziehung in den Namen von Mutter und Sohn her.

Ich würde, beiläufig, für „sachliche“ lieber „persönliche“ Beziehung setzen. Diese Deutung hat etwas sehr Bestechendes, es bleibt aber abzuwarten, wie die Antikritik, sei es sprachlich, sei es auf Grund genauester Prüfung der ältesten Handschriften, worin zuerst die Namen Thusnelda und Thumelikus vorkommen, urteilen wird. E. Fr.

**Die sogenannte Padden-Pupperei in Oderberg i. Mark.** Den seltsamen Namen erhielt dieser schilfreiche Ort zu einer Zeit, als er noch Teil des Oderstromes war und Fischereizwecken diente. Er ist entstanden aus „Bardin-Poverei“, die Stelle, wo der Fischerort Bardin, das ist Alt-Oderberg's sehr alter Name, Fischfang mittels „Povarden“, das sind Poarte oder doppelte Stellnetze, betrieb.

Unterhalb des ehemaligen Askanierschlosses Oderberg, das sich unbestreitbar auf der Marktseite in den ohnehin geengten Oderfluß hineinschob, hatte sich, abgeschnitten von der Strömung, im Laufe der Jahrhunderte eine Untiefe gebildet, die allmählich mit Schilf und Rohr bewachsen, einen bevölkerten Schlupfwinkel der Fische abgab und nur vermöge des sogenannten Poartnetzes befischt werden konnte. Der uralte Name des Oderberger Kietzes, der dicht dabei lag, war Bardin und ist wie bei vielen andern Gelegenheiten hier entstellt und umgewandelt worden durch langen Sprachgebrauch in „Padden“; aus der Befischungsweise der Poverei ist darin das noch fehlende entstanden.

Als am Georgstage des Jahres 1308 die Markgrafen Otto und Waldemar von Brandenburg dem Kloster Chorin zwei Oderberg benachbarte Wendendörfer, damit sind aber nur Fischerdörfer gemeint, mit Namen Ober- und Nieder-Liepe inkorporierten, da mußte deren seit dem frühesten Altertum mit den Oderberger Kietzfischern gemeinsame Fischereigerechtheit separiert werden, weil die Oderberger Kietzer bei dem Schlosse Oderberg, also landesherrliche Untertanen verblieben, während die Lieper insgesamt nunmehr mediat, d. h. Klosteruntertanen wurden. Bei diesem Transakt (Diplom. Chorin. 1448.) geschah auch einiger Fischereigeräte Erwähnung, so der „Elefnette“, der „Vlote“, der „Rüsen“ und der „Povarde“. Diese Povarde heißen heutigen Tages etwas entstellt „Poartnette“ oder Poartnetze und sind das doppelte Stellnetz verschiedener Maschenweite, die nur im Röhricht und Schilf gebraucht, vermöge von Borkenschwimmern und Bleiklumpen wie Wände in mehrfacher Aufeinanderfolge mit immer enger werdenden Maschen im Wasser winkelig

aufgestellt und an den Enden festgeankert werden. So vorbereitet, scheucht nun der Fischer von den entgegengesetzten Seiten mit einer Ruderstange die Fische aus dem Schilf und Röhricht gegen die Netze. Wo dieselben auflaufen, bleiben sie je nach der Größe in den Maschen hängen und bilden alsdann mit dem Netz förmliche Klumpen oder Beutel, die alsdann gehoben und entleert werden.

Jetzt ist die uralte Poartstelle am Kietz längst versandet, teilweise trocken geworden, der gute, altdeutsche Name ist ihm im Volksmunde, wenn auch entstellt, verblieben. Heute giebt er Anlaß zu unziemlichen Scherzen, er ist aber ein guter Beweis gegen die landläufige Anschauung, daß nach urkundlicher Bezeichnung hier nur Wenden und Slawen ansässig gewesen seien, was besonders auf die märkischen Fischer bezogen wird. Jedenfalls haben dieselben ein gutes Plattdeutsch gesprochen und im Altertum für ihre altgewohnten Geräte, vom Hüfatt bis auf das Esefatt herab, nur germanische Benennungen benutzt.

Karl Wilke 8. Dez. 1903.